

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1845

2.3.1845 (No. 17)

Karlsruher Beobachter.

Nr. 17.

Sonntag den 2. März.

1845.

* Ebenfalls zur Beachtung.

Der eine der hiesigen Männergesangsvereine hat bereits seine Fahne; ein anderer läßt schon seit mehreren Wochen an einer arbeiten und wird, nachdem die Vorrichtungen dazu getroffen, dieser Tage in seinem Kreise die Frauen und Jungfrauen um die Ausführung derselben nach längst getroffener Verabredung ersuchen. Der dritte Verein hat in der letzten Generalversammlung der hiesigen Vereine sich durch ein Mitglied dahin erklärt, daß er keine Fahne brauche; die Aufforderung zu einer gemeinschaftlichen Fahne im Tagblatt geht also wahrscheinlich vom vierten Vereine aus, der ebenfalls noch keine eigene besitzt. Die Sache selbst ist ganz richtig. Es fragt sich aber nur darum, ob bei diesem Thatbestand nicht das nächste und natürlichste das ist, daß, wie die beiden Vereine es schon gethan haben, die beiden andern ebenso zuerst ein Symbol ihrer eigenen Eintracht sich fertigen lassen und dann es dem guten Geist aller überlassen, sich, wenn einmal die Eintracht unter allen Vereinen zur vollen Wahrheit geworden ist, ein Gesamtsymbol aus sich selber heraus, durch den Willen aller der betreffenden Vereine zu gestalten. Vorerst ist dieser Wunsch um eine Gesamtfahne nur der eines einzelnen Vereins, der für sich selber noch keine besitzt. Wir wünschen recht von Herzen, daß die Eintracht unter den Vereinen sich bald auch in einem äußern Zeichen kund thue. Der Anfang zu dieser Eintracht ist dieser Tage, nach langen Eifersüchteleien und Spötteleien, durch das erste Zusammentreten der betreffenden Direktoren und Ausschüsse zu gemeinschaftlichem Zusammenwirken gemacht worden. Es ist dies aber nur der Anfang; die vollständige Eintracht muß noch werden. Ist diese da, dann kommt es aber erst noch darauf an, ob eine besondere Gesamtfahne nöthig ist, da es sich nicht weniger einträchtlich ausnehmen wird, wenn die vier Vereine ihre vier Fahnen nebeneinander in der ersten Reihe voraus tragen lassen. Soll aber eine besondere gefertigt werden, so werden unsere Frauen dann mit

mehr Freude arbeiten, wenn sie wissen, daß die Eintracht nicht bloß von ihnen auf's Tuch gestickt, sondern auch Wirklichkeit ist.

Die Creolen von Louisiana. *)

1. Eine Fahrt auf dem rothen Fluß.

An einem schönen, warmen Junius-Morgen schiffte ich mich auf dem Dampfschiff des Red River ein; die Strahlen der am tiefblauen Firmament erglänzenden Sonne trafen mich mit ungewohnter Stärke, aber die Gewässer des Mississippi schienen eine angenehme Frische auszuhauchen. Ich winkte zum Abschied meinen Begleitern und ging dann in den Salon hinab, wo ich mich mühsam niederlegte. Ich hatte in New-York ein kleines Liebesunglück gehabt, und der Anblick des häuslichen Glücks, welches mir das Haus meines Gastfreundes Richards darbot, war nicht geeignet, mich mit meinem Mißgeschick zu versöhnen. Ich dachte deshalb nicht mit sonderlichem Vergnügen an meine Rückkehr auf das einsame Landhaus, wo ich nichts als Sklaven und Miethlinge finden konnte, die mich mit kalter Gleichgültigkeit, wenn nicht mit schlecht verhehltem Mißvergnügen empfangen würden. Ich durchschritt den Salon ziemlich unwirsch, ohne die darin befindlichen Personen auch nur anzusehen, und lehnte mich ans offene Fenster. Ich befand mich seit einigen Minuten in Mißmuth versunken in dieser Stellung, als eine freundliche Stimme zu mir sagte: „Qu'est ce qu'il y a donc, Monsieur Howard? Êtes-vous indisposé? Allons, venez!“ Ich wandte mich um; der, welcher mich angeredet hatte, war ein ältlicher Mann von ehrwürdigem Aussehen, aber seine Züge waren mir völlig unbekannt, ich blickte ihn steif an, etwas verwundert über den vertraulichen Ton und seine Kenntniß meines Namens; aber ich war, wie gesagt, im Augenblick nicht sehr gesellig gestimmt und schon im Begriff, dem alten Herrn nach einem leichten Kopfnicken den Rücken zuzuwenden, als er meine Hand faßte und mich freundlich fortzog nach dem Salon der Damen.

„Allons, venez, Monsieur Howard!“

„Mais que voulez-vous donc?“ fragte ich ziemlich trocken.

„Faire votre connaissance,“ erwiderte er mit einem äußerst wohlwollenden Lächeln, als er eben die Thüre des Zimmers der Damen öffnete. „Monsieur Howard!“ sagte er im Eintreten zu zwei jungen Mädchen, die eben damit beschäftigt waren, einen Bündel Ananas und Bananen an einem der Pfeiler aufzuhängen, wie man anderswo Zwiebelgürlanden aufhängt. „Mes filles, voici notre voisin, Monsieur Howard!“ Die beiden Mädchen näherten

*) Revue britannique. Oct. 1844.

sich freundlich, empfingen mich so herzlich, als wäre ich ein alter Bekannter gewesen, und boten mir von ihren duftenden, wohl-schmeckenden Früchten an. Ich war von ihrem Benehmen, das mit dem meiner theuern Landsmänninnen so sehr contrastirte, lebhaft eingenommen und hatte nicht den Muth die freundliche Ein-ladung auszuschlagen. Ich setzte mich und das liebliche Geplauder der Creolinnen verschmeichelte bald meinen Unmuth gänzlich. Eine Stunde verfloß schnell und eben so wäre es mit einer zweiten und vielleicht mit einer dritten gegangen, wenn meine etwas spröden Begriffe von Etikette mich nicht hätten befürchten lassen, eine Verlängerung des Besuches möchte als ein Verstoß gegen die Sitte angesehen werden.

„Sie werden später Thee mit uns trinken?“ fragten die Mädchen, als ich den Salon verließ. Ich verbeugte mich zum Zeichen der Einwilligung, und die Wahrheit zu sagen, war ich der Einladung recht froh, als ich mir die nichts weniger als gewählte Gesellschaft auf dem Verdeck in der Nähe betrachtete hatte; es waren Viehtreiber und Viehhändler, die von Neworleans sich nach den nordwestlichen Gegenden begaben, Handelsleute aus Alexandria und der Umgegend, halb wilde Jäger und Trappers, die nach dem Lande jenseits Macogoches sich begaben in der löblichen Absicht, die Indianer zu civilisiren, d. h. zu plündern. Es war eine wunderbare Vereinigung von groben Stimmen und derben Fäusten, und alle diese Leute kauten oder rauchten Tabak und spuckten mit einer Kraft und Sicherheit aus, als wären ihre Kehlen Karabiner gewesen.

Wir bekamen eine dicke Blättermasse zu Gesicht, die Mündung des Red River nämlich, über den die Bäume von beiden Ufern sich hereinneigen, als wollten sie ein grünes Blätterdach bilden. Man nennt den rothen Fluß scherzhaft den Nil Louisiana's; er schleicht geräuschlos wie eine giftige Schlange durch das hohe Prairiegas und im Schatten der Wälder hin; eher sollte man ihn den Coyot nennen. Wir befanden uns jetzt an dem Eingang in den weiten Sumpf, den die Vereinigung des Tensaw mit dem rothen und weißen Flusse bildet: man könnte ihn auf den ersten Anblick für einen großen, festen Spiegel oder noch eher für eine glänzend grüne Prairie halten, die mit Bäumen besäet ist, von denen schlammüberzogene Planen in langen Fesseln herunterhängen. Betrachtet man aber die Fläche genauer, so sieht man die breit-blättrigen Wasserkilien sich leicht bewegen, und dazwischen gewisse schmutzige braune Kinnladen, aus denen Töne hervorkommen, die für das Ohr des Fremden durchaus nichts Harmonisches haben; es sind dieß Tausende von Alligatoren, die sich in ihrem Schlamm herumtummeln. Es war eben die Brunnzeit, und ihr Gebrüll wahrhaft abscheulich.

Wir fuhren weiter den Red River hinauf, und hatten schon eine beträchtliche Strecke durchlaufen, als der alte Creole mich einlud, zum Thee hinabzukommen. Wir fanden eine seiner Töchter mit der Lectüre von „Paul et Virginie“ beschäftigt, diesem Lieblingsbuch der creolischen Frauen, die andere schwagte mit einer schwarzen Sklavin und zeigte ihr eine Vertraulichkeit, die einer Dame von New-York Nervenzucken verursacht hätte. Sie hatten, wie mir ihr Vater sagte, das Kloster der Ursulinerinnen zu New-Orleans, wo sie erzogen worden waren, so eben verlassen, aber wohl schwerlich von den heiligen Schwestern das Geheimniß des sichern forschenden Blickes erlernt, mit dem sie mich manchmal musterten. Die älteste war etwa 19 Jahre alt und hatte eine leichte Neigung zur Körperfülle; es lag etwas äußerst unterhalten-des in der Ruhe und Zuversichtlichkeit, womit sie meine Person in einem uns gegenüberhängenden Spiegel musterte. Ein ganzes Buch wäre nöthig, um alle die Dinge aufzuzählen, mit denen meine neuen Freunde den Salon überladen hatten; zum Glück nahmen sie ihn allein ein, und konnten nach Gefallen darüber verfügen,

sonst wäre ein Bürgerkrieg unvermeidlich gewesen. Die Damen hatten bloß an Citronen, Orangen, Bananen und Ananas genug, um ein Schiff damit zu beladen. Der Papa hatte unter seinen Vorräthen zum mindesten drei Duzend Kisten Chambertin, Cassitte und Medoc. Ich hielt ihn anfangs für einen Weinhändler, und jedenfalls machte die Wahl dieser gesunden feinen Getränke statt unsers abscheulichen Genever und unsers widerlichen Whiskey, womit man meine Landsleute vergiftet, seinem Geschmack alle Ehre.

Man schenkte Thee ein, Dr. Menou aber — so hieß mein neuer Freund — schien geneigt, den bescheidenen Trank dem Cham-bertin aufzuopfern, und ich hatte Lust beide Genüsse zu vereinen. Die Mädchen waren so munter und liebenswürdig, wie man nur wünschen kann, in der That ausnehmend reizend, voll Geist und Lebhaftigkeit, mit glänzenden Augen und süßen Stimmen, die das Herz des ärgsten Misanthropen hätten schmelzen können. Es gibt jedoch Augenblicke im Leben, wo der Geist in eine gänzliche Ab-mattung versinkt, alle Spannkraft verliert und an nichts mehr Interesse nimmt. Ich befand mich in einem solchen Zustand. Es war keineswegs aus Neigung geschehen, daß ich das gastliche Dach meines Freundes Richards verlassen hatte, um auf meine Pflanzung zurückzukehren, die ich seit langer Zeit nicht mehr ge-ehen, wo ich keine Gesellschaft finden konnte, und wo ich mich mit Geschäften abgeben mußte, zu denen ich keine Neigung hatte. Hätte ich, wie ich während meines Aufenthalts zu New-York ge-hofft, eine zärtliche Gattin zurückführen können, die meine Einsam-keit belebt, meine Freude und meinen Kummer getheilt hätte, so würde ich mit minderem Widerwillen daran gedacht haben, meine Pflanzung wieder zu sehen, jetzt aber war ich durch das tiefe Gefühl der Vereinzelung niedergedrückt, welches mich unfähig machte, mich im Gleichgewicht mit der muntern Gesellschaft zu halten, unter die mich der Zufall geworfen hatte. Ich versuchte wiewohl vergebens, die Last abzuschütteln die mich drückte, und verließ endlich nach vergeblichen Bemühungen den Salon, um auf das Verdeck zu steigen.

(Fortsetzung folgt.)

Dreizehn.

(Fortsetzung.)

Der Offizier, ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, mit narbevollem, bleichem, etwas verliederlichtem Gesicht und einem überlangen rothen Schnauzbart, bedankte sich unter dem Vorgeben, er fühle keinen Hunger, wobei seine großen blauen Augen mit einem so auffallend scheuen Ausdruck die Umgebungen betrachteten; daß der Prinz nicht umhin konnte, nach einem Grund dieses ver-wunderlichen Benehmens zu suchen, und diesen nach kurzem Nach-sinnen gefunden zu haben meinte. „Unter den jetzigen Umständen ist eine Mahlzeit ein glücklicher Fund,“ sagte er. „und unvorsichtig, sie auszuschlagen, da Sie nicht wissen können, wie lange Sie wie-der warten müssen. Sehen Sie sich also über allen Aberglauben weg, und greifen Sie zu.“ — „Aberglauben? Was meinen Sie damit?“ fragte der Hauptmann kopfschüttelnd. Der Prinz nahm Platz, legte die Uhr neben seinen Teller und bemerkte leichthin: „Wir sind dreizehn!“ Der Hauptmann lachte, die Uebrigen stimm-ten in das Gelächter ein, obgleich es etwas schauerlich klang und nicht so recht vom Herzen kam. Mit dem Lachen ist es wie mit dem Gesang: die volle Bruststimme thut wohl, nicht so die ge-künstelte Kopfstimme.

So unverkennbar übrigens die Gemüthsbewegung war, welche den französischen Hauptmann beherrschte, er verstand es, jede weitere Aeußerung derselben in das Herz zurückzudrängen, das so ungestüm unter dem Ehrenkreuze schlug, und nachdem er es einmal über sich gewonnen, etwas Speise in den Mund zu schieben, kam auch alsbald dem guten Willen die Natur zu Hülfe, und er nahm den tapfersten Antheil an dem herzhaften Angriff auf Schüsseln und Flaschen, wie er von allen Andern mit stummer Entschlossenheit ausgeführt ward, weil die Uhr neben dem Teller des Führers darauf hinwies, daß zum Plaudern keine Zeit sei. Nach Verlauf einer starken Viertelstunde sagte der Prinz zu seinen zwei Nachbarn rechts und links, einem Dragoner und einem Husaren, indem er beiden einschenkte: „Ein Wachmeister mit zehn Pferden an den Bach zur Wache; Sie reiten im Trab voraus mit den Leuten durch den Hohlweg und über die Wiesen zu dem kleinen Gehölz, hinter welchem Sie den Generalstab treffen; wir Uebrigen gönnen uns noch zehn Minuten, um den Wein auszutrinken und folgen dann in gestrecktem Galopp. Ihre Gesundheit, meine Herrn.“ Die zwei Offiziere tranken aus und in wenigen Augenblicken darauf trabten Husaren und Dragoner von dannen.

„Ich versieh' die Oesterreicher nicht,“ sagte plötzlich der französische Hauptmann; „wenn ich mit nur zwei Feldstücken bei dem Vorwerk auf der Höhe stände, die sie besetzt halten, so dürfte mir keine Maus über die Wiesen, und die Verbindung wäre wahrhaftig doch wichtig genug, um den Aufwand einiger Kugeln zu rechtfertigen.“ — „Sie scheinen mit der Vertlichkeit bereits ziemlich vertraut,“ bemerkte der Prinz, worauf der andere entgegenete, er sei schon früher in der Gegend gewesen. Der Prinz fuhr fort: „Ihrer Aussprache nach sind Sie kein geborener Franzose.“ — „Meine Wiege stand allerdings nicht im grünen Frankreich, aber wenn auch meine Zunge den Fremdling verräth, mein Herz und mein Säbel sind gut französisch.“ Der Don, in welchem der Hauptmann diese Auskunft ertheilte, klang etwas gereizt, weshalb der Prinz seine Fragen nicht fortsetzte, sondern sich mit irgend einer gleichgültigen Bemerkung zu Volkrath wandte und bald darauf, seine Uhr wieder in die Tasche steckend, mit lauter Stimme rief: „Ein letztes Glas, Kameraden! vive l'empereur!“ — „Vive l'empereur!“ brachten die Zecher, leerten die Gläser in langem Zug und brachen auf, dem Prinzen folgend, der mit dem Franzosen vorangehend, über Gegenstände des Dienstes sprach.

Auf dem Flur stand der Müller, sein Sammtkäppchen in der Hand, um seinem vornehmen Gast ein Fahrwohl zu sagen; wie sehr jedoch der alte Sachse von Kindesbeinen auf die eingestülpte Höflichkeit selber gewesen, diesmal vergaß er aller Rücksichten, um überlaut zu rufen: „Alle Schockscherenoth, der Christian, mein ungerathener Junge!“ — Der Franzos reichte ihm die Hand und sagte in geläufigem Deutsch: „Sie brauchen just nicht so toll zu fluchen, lieber Vater. Ich bin freilich Ihr entlaufener Sohn, aber doch etwas besseres geworden, als wenn ich unter die Leipziger Magister gegangen wäre, um mich vom Abschreiben und Correcturlesen zu nähren.“ — „Der Satansjunge hat nicht Unrecht,“ rief Erdmann, indem er den Sohn umarmte, während der Prinz im Stillen dem Offizier den Verdacht abergläubischer Scheu abbat, wofür er die Gemüthsbewegung desselben gehalten, und stehen blieb, um den Ergüssen der Zärtlichkeit einige Augenblicke zu gönnen. „Alte, komm' hervor, der Christian ist da!“ rief der Müller; herbeitrippelnd suchte das Mütterchen blöden Auges den Sohn und wußte nicht, wie ihm geschah, da der stattliche Kriegsmann es in die Arme schloß. „Es hat mich erquickt,“ sagte Christian, „Sie noch einmal zu umarmen, lieber Vater, gute Mutter, und nun Gott befohlen!“ — „Wie, du willst schon wieder?“ fragte die Mutter. „Ich gehöre nicht mir,“ versetzte der Sohn. — „Dorthin wende den Blick, böser Bubs!“ rief der Vater streng, auf die

bleiche Frau deutend, welche, inzwischen herbeigekommen, schüchtern in einiger Entfernung mit gefalteten Händen und schwimmenden Augen dastand. Der Hauptmann richtete einen gleichgültigen Seitenblick auf Sophie. „Schöner ist sie eben nicht geworden,“ murmelte er. „Schlechter Mensch!“ rief Erdmann, „ist das Alles, was du deinem Opfer zu sagen hast?“ — „Larifari,“ versetzte Christian; „wir andern Soldaten hätten viel zu thun, wenn wir mit unsern alten Liebshaften auch noch Umstände machen wollten.“

Mit diesen Worten eilte er die Treppe hinab, gefolgt von dem Prinzen und den Offizieren, die, bis auf Volkrath, den Auftritt kaum zur Hälfte begriffen und auch keine besondere Neigung spürten, darüber nachzudenken, während die Kofse vorgeführt wurden. Die arme Sophie fühlte sich viel zu gut, dem rohen Trostkopf nachzulaufen, und die alte Frau war bei ihr zurückgeblieben; der Vater jedoch ließ nicht ab, dem Sohn zu folgen, um mindestens ein milderes Wort, einen freundlichen Gruß für Sophie, eine wenn auch noch so gehaltlose Vertröstung auf bessere Tage herauszupressen. Der alte Müller war nicht nur, wie ihr merkt, ein ehrenfester Mann von altem Schrot und Korn, sondern auch der Vertastenen mit einer Zärtlichkeit zugethan, die, obchon durchaus väterlich, dennoch das Maß überschritt, welches seinen eigenen Töchtern je zu Theil geworden; somit konnte er durchaus nicht fassen, wie ein Mann, von Sophien geliebt, die Neigung dieser schönen Seele mißachten mochte, und noch weniger begriff er, der im täglichen Umgang seit so vielen Jahren die allmähliche Veränderung der blühenden Jungfrau in eine abgehärmte verlassene Mutter nicht wahrgenommen hatte, wie irgendwer das Weib nicht überaus reizend und verführerisch finden konnte. Vor der Thüre draußen plauderte die kleine Christiane in ihrer kecken, unbefangenen Weise mit den Leuten von des Prinzen Gefolge, denen sie etwas zu essen hatte bringen helfen. „Sieh dort das unschuldige Kind,“ sagte der alte Mann, auf das Mägdlein deutend; „was du ihm schuldig wärs, hab' ich alles redlich bezahlt, und werde fortfahren, dich bei ihm auszulösen; nur Eines kann ich ihm an deiner Statt nicht geben, den ehrlichen Namen.“

Christian ertheilte dem Alten keine Antwort, sondern sprang in einem Satz zu der Kleinen hin, um sie so ungestüm in seine Arme zu nehmen, daß sie vor Schreck aufschrie. „Sei zufrieden, Schatz,“ sprach der Hauptmann beschwichtigend, „ich bin ja dein Vater.“ Er mußte seinen Trost mehreremale wiederholen, bevor Christiane sich beruhigte. Erdmann war inzwischen näher getreten und fühlte sich mit „seinem Jungen“ wieder ein wenig ausgesöhnt, da er sah, wie dieser mit so augenscheinlicher Nührung sein Töchterlein betrachtete. Ein Herz, welches den Regungen väterlichen Gefühls zugänglich geblieben, ist noch nicht ganz für alle milderen Stimmungen des friedlichen Familienlebens verloren. Die Kleine erhob sich endlich von ihrem Schrecken, sah den Rothbart mit altklugem Ausdruck aus ihren großen blauen Augen an und sagte bedächtig: „Nichtens Vaters ist der Mann ihrer Mutter, doch meine Mutter hat keinen Mann.“ — „Wer sagt das?“ fragte der Hauptmann. „Die Schulkinder alle miteinander,“ versetzte das Mädchen. „Nun denn,“ rief Christian, „so sage den Schulkindern, daß ich morgen oder übermorgen wieder herkommen werde, um deiner Mutter einen Mann, die einen rechten Vater zu geben. Auf Wiedersehen!“ Er vergrub einen Augenblick lang das apfelrunde Kinder Gesicht in das Gebüsch seines Bartes, warf dann das Töchterlein in die Arme des freudig erschrocken Großvaters, schwang sich in den Sattel und sprangte wie der Sturmwind den bereits im Galopp von dannen geritteneu Kameraden nach.

(Schluß folgt.)

Aus der Zeit.

— Karlsruhe. Der König von Preußen hat eine große Anzahl Titel und Orden, wie nicht minder goldene, silberne und eiserne Medaillen und Belobungsschreiben an diejenigen vertheilt lassen, welche die vorzüglichsten Erzeugnisse ihres Gewerbleißes zur deutschen Gewerbeausstellung nach Berlin eingesendet haben. In unserem Lande erhielt in Pforzheim Hr. Tuchfabrikant L. Finkenstein den rothen Adlerorden, in Ettlingen die Gesellschaft für Spinnerei und Weberei die goldene Medaille, in Freiburg die Weinhandlung von Kuenger und Komp. die silberne Medaille; und die eiserne Medaille erhielten: in Karlsruhe die chemische Fabrik von Otto und Karl Pauli, in Lahr die Lederfabrikanten Gebrüder Wäldin und in Konstanz die Tapeten- und chemische Farbenfabrik von Bögelin und Möglin.

— Aachen, 22. Februar. Die etwas mysteriöse Verhaftung eines vor kurzem mit der Eisenbahn angekommenen Fremden, und zwar durch die Chefs der Regierung und Polizei in eigener Person, beschäftigte seit dieser Zeit dahier alle Gemüther. Der Verhaftete ist ein vornehmer Pole; er ist am 16. d. M. nach Köln und weiter ins Innere unseres Königreichs zurückgeführt worden. — Ueber das Schicksal von Leues Schrift, deren Verfasser durch früheres Wirken hier rühmlichst bekannt, verlautet noch immer nichts Näheres.

— Görlitz, 23. Febr. Der Verkauf der Standesherrschaft Muskau an den Baron v. Rothschild ist, wie es heißt, bereits abgeschlossen worden. Der reiche Käufer zahlt 14 1/4 Tonnen Goldes (2,590,000 Gulden), so daß dem Fürsten ein sehr bedeutender Ueberschuß bleibt. Der Fürst Pückler soll die Absicht haben, sich in Berlin anzukaufen und dort künftig seinen Wohnsitz zu nehmen.

— Zürich, 26. Febr. In der gestrigen 2. Sitzung der außerordentlichen Tagssatzung, in welcher der Präsident des Vororts, Hr. Mousson, eine sehr verständige Anrede hielt, kam die Prioritätsfrage zur Entscheidung: ob die Jesuitenangelegenheit oder diejenige der Freischaaaren zuerst vorgenommen werden sollte, und nach einer längeren Debatte entschieden sich 12 1/2 Stimmen für die Behandlung der Jesuitenfrage. Nächsten Donnerstag wird daher diese jedenfalls interessante Verathung stattfinden.

— Genf, 24. Febr. Die Volksversammlung von gestern war die bedeutendste, die je noch im Kanton Genf stattfand; 7000 Mann waren anwesend, was viel heißt auf eine Bevölkerung von 10,000 stimmungsfähigen Bürgern. Dieselbe beschloß eine Erklärung an die Tagssatzung gegen das Befehlen des Jesuitenordens in der Schweiz. — Heute Morgen hat die Regierung die Truppen abgedankt, Alles ist ruhig.

— Altona, 24. Febr. Der heftige Schneesturm am heutigen Vormittage hat die Einschnitte auf der Altona-Kieler Eisenbahn an mehreren Stellen so hoch mit Schnee angefüllt, daß es der Locomotive des von Kiel kommenden Morgenzuges in der Gegend von Langensfelde unmöglich ward, durchzudringen. Die Passagiere waren genöthigt, die Strecke bis Altona durch den tiefen Schnee zu Fuß zurückzulegen, wollten sie nicht riskiren, bis spät in die Nacht dort sitzen zu bleiben, denn die aus Langensfelde requirirten Bauern weigerten sich, hülfreiche Hand zu leisten.

— Kopenhagen, 19. Februar. Die Berling'sche Zeitung äußert mit Beziehung auf die badischen Kammer-Verhandlungen über die Incorporation der Herzogthümer, daß man in Deutsch-

land von einem ganz falschen Gesichtspunkt ausgehe. Denn man wolle in Dänemark keine Eroberungen gegen die deutsche Nationalität machen, sondern sich nur gegen die hundertjährigen „Uebergriffe des Deutchthums“ schützen. Uebrigens glaubt dieselbe Zeitung, „daß die Regierung für die gehörige Zurückweisung jener Fremden Sorge tragen werde.“

— Die Differenzen Schwedens und Dänemarks mit Marocco sind endlich dadurch zur Ausgleichung gekommen, daß Se. maroccanische Majestät auf jeden ferneren Tribut von genannten Staaten verzichtet haben.

— Ostindische Blätter melden die Ankunft Sr. königl. Hoheit des Prinzen Waldemar von Preußen in Kalkutta: „Die Anwesenheit Sr. königl. Hoheit steht unter unsern politischen Ereignissen obenan. Der Prinz wohnt Revüen bei, und da die Truppen hier aus Sepoys bestehen und die Artillerie von Elephanten gezogen wird, so bieten ihm diese Musterungen das Interesse der Neuheit dar.“

Verschiedenes.

— Die Franzosen machen in Algerien selbst im Winter bedeutende Eroberungen. So hat eine Gräfin Guilleminot aus Paris einen für unüberwindlich gehaltenen türkischen Oberst Jussuf erobert, ihn zum Christenthum bekehrt und geheirathet. Zum Anerkennung ihrer Tapferkeit ist sie zur Platzcommandantin ernannt worden.

— Ein ächter Patriot. Bei einer Schlägerei in Pesh rief pöflich einer der Geschlagenen: „Halt, Sie dürfen mich nicht schlagen, erst müssen Sie mir beweisen, daß der Stoch einheimisches Fabrikat ist, denn ich habe mein Ehrenwort gegeben, daß kein fremdes Fabrikat auf meinen Leib kommen soll.“

— Ein alter schwäbischer Schulmeister hatte folgenden Beitrag zum „Schiller-Album“ eingesandt, welcher bisher ungedruckt blieb:

„O großer Friedrich Schiller,
Auch mir ein Poesie-Erfüller,
Kommst jetzt gegossen in das Land,
Herrn Vater hab' ich auch gekannt.“

— Friedrich II. erzählte selbst mehrmals mit Lächeln: „Ich ward in Potsdam bei einem Spazierritte von Kindern umringt, die mich bald hier bald dort festhielten. Ich rief ihnen endlich ungeduldig zu: „Fort! Packt Euch in die Schule!“ Alle aber sungen an zu lachen, und einer schrie: „Herr je! der wees nich mal, daß heute keene Schule is!“ Es war eines Sonnabends Nachmittag — und ich mußte still davon reiten, damit ich nur dem Gelächter der kleinen Satyrs entging.“

* Sylbenräthsel.

Die erste trägt auf ihrem Rücken schwer
Kostbaren Schatz von Land zu Land umher,
Die zweite liefert Braten
Für Bürger und Potentaten.
Was wird nun wohl das Ganze sein?
Ein Meerschwein etwa? — Nein.
Zum Spiel für Kinder taugt es nicht,
Es hat ein ernsteres Gesicht:
Es nähret und kleidet manchen nordischen Philister
Und gibt ihm Ueberzug zu Koffer und Tornister.

R.